



1

Alim, der Superantiheld Oder: Alim, der Antisuperheld

Eines Tages lag ein Fuchs auf einer Wiese und schlief. Da setzte sich eine Fliege auf seine Schnauze. Der Fuchs wachte auf und versuchte, die Fliege zu vertreiben. Da roch er etwas ... hmmm, herrlich. Es duftete so schön, dass der Fuchs auf der Stelle verzaubert war. Und, oh Gott, gerade da verschwand der Duft wieder. Der Fuchs wollte diesen Duft noch einmal riechen. Ein einziges Mal noch. »Auch wenn ich dann sterben würde«, dachte er und stand auf. Er begab sich auf die Suche nach diesem bezaubernden Duft. Die Schnauze nach vorne, machte er sich auf den Weg in die Weite. Er suchte überall. Er überquerte viele Wälder, Wiesen, Flüsse und Felder. So ging er von Land zu Land und nirgends, aber wirklich nirgends, konnte er ...

Großmutter's Geschichte wurde durch die sich aufschlagende Tür unterbrochen. Ein halbes Dutzend Polizisten stürmte das Haus. Mir wurden die Hände nach hinten gehalten und gleich spürte ich das kalte Metall der Handschellen an meinen Gelenken. Der Rest geschah wie in einem Albtraum. Großmutter will mich umarmen, doch einer der Männer stößt sie zurück. Ein dumpfer Aufschlag. »Großmut...!« Eine Faust schiebt sich mir in den Mund. Sie reißen meinen Kopf zurück. Mein Hals schnürt sich zu. Ich höre ein Poltern von oben. Stiefmutter ist aufgewacht und rennt nach unten. Die Männer zerren mich hinaus. Die Scheinwerfer der Autos blenden. Ich sehe nichts. Ich höre nur Hundegebell, hilfloses Wimmern, Schreie. Großmutter ruft: »Aliiim, gib nicht auf, mein Lieber!« Die Autotür wird zugeschlagen. Großmutter läuft den Polizisten nach. Ihr Gesicht verzehrt von grellen Lichtern und Schmerz. Doch

da ist noch etwas. Das Jaulen von Lesi, der Hündin. Ein Schuss, vielleicht zwei. Und Lesi liegt winselnd in einer Blutlache. Sie hatte einen Polizisten attackiert.

Das Auto fährt los.

Ich lasse Großmutter und Stiefmutter in ihrem Schmerz um mich und die tote Hündin zurück. Ich kann nichts tun. Ich rechne mit dem Schlimmsten. Mit meinem Tod.

Ich kam ins Gefängnis. Nun wurde ich nicht mehr als Narr bezeichnet, sondern als einer der gefährlichen Dissidenten Jugoslawiens. Als solcher sollte ich aussagen. Ob ich einer war oder nicht, spielte keine Rolle.

Ich hatte gewusst, dass ich früher oder später hier landen würde, und mich innerlich auf die Folter vorbereitet. Als ich aber den Gang entlang zu dem Zimmer geführt wurde, von dem ich wusste, was mich darin erwartete, wankte ich. ›Wenn es stimmen sollte, dass Humor in allen Lebenslagen hilft, dann auch in dieser‹, dachte ich. So sagte ich mir: ›Kleiner, bewahre dir deinen Humor und vor allem deine Nerven! Gott sei dir gnädig!‹ Vor der Tür des Verhörzimmers musste ich mir in die Zunge beißen: Nr. 101. Das Ironische daran: Wir schrieben das Jahr 1984. ›Viel Spaß, kleiner Winston!‹, sagte ich mir, auch wenn meine Beine zu zittern begannen.

Im besagten Zimmer warteten einige Polizisten mit Gummiknüppeln auf mich. ›Glück gehabt, Kleiner!‹, seufzte ich erleichtert auf, als ich sah, dass alle drei Albaner waren. Albaner galten als mitfühlende Menschen – wenn auch nur unter den Albanern selbst. So nahm ich an, die könnten nicht so herzlos sein. Zumindest nicht zu mir, ihrem Landsmann. Aber das war ein bisschen zu patriotisch gedacht. Ich täuschte mich. ›Na ja, die müssen ihren Job machen. Sie können es sich nicht leisten, nachlässig zu sein‹, versuchte ich, ihr Handeln zu rechtfertigen, als sie ans Werk gingen. ›Ein paar blaue Flecken muss man ja sehen. Schließlich müssen sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen. Die schlagen mich nur am Anfang ein bisschen und dann hören sie damit auf.‹

Aber das taten sie nicht und so hielt ich sie für eine Ausnahme. Es muss für alles Ausnahmen geben, oder? Womöglich waren diese Jungs im früheren Leben Vandalen gewesen. Als noch zwei Serben in das Zimmer traten und sich den Albanern anschlossen, wusste ich nicht mehr, was ich denken sollte. Endlich gedankenlos. Es ging also wirklich. Ich hatte es mir immer gewünscht, vieles versucht – Yoga, Meditation ... der Weg des Fakirs war anscheinend meiner. Ich erinnerte mich, dass ich als Kind nie Angst vor blauen Flecken gehabt hatte. Warum sollte ich mich jetzt davor fürchten?! Blau war meine Lieblingsfarbe gewesen. Also macht mich bitte blau. Schön blau. Nein, nicht türkis und auch nicht kobaltblau. Macht mich himmelblau! So blau wie nie da gewesenes Blau. Blauer als Blau blau ist. Mein Gott, all die verschiedenen Nuancen von Blau. Blau im Überdruß. So blau, dass das Blau nicht mehr blau sein kann, noch will und ihm deswegen andere Farben zu Hilfe kommen. Als Erstes das Violett, dann das Rot ... Vielleicht sind so die Farben entstanden. Am Anfang gab es nur eine einzige Farbe. Die Farbe der Wunde. Und weil diese zu heilen drohte, kamen auch andere ins Spiel. Wunde um Wunde. Farbe um Farbe, bis der Regenbogen entstand. Vielleicht ist der Regenbogen nur eine Wunde am Himmel, die, wenn sie ausheilt, verschwindet, aber wieder erscheint, wenn sie sich entzündet? Vielleicht ist die Morgenröte nur ein Ausschlag im Himmels Gesicht? Vielleicht sind die Sterne auch nur wieder entzündete Narben von scheinbar längst ausgeheilten Wunden. Vielleicht sind selbst die Sonne und der Mond nur zwei frische Wunden am Himmel. Mein Gott, was ich alles hätte dichten können in diesen dunklen Momenten meines Lebens. Da hätte Baudelaire Augen gemacht. Aber das konnte ich nicht. Ja, es ging wirklich darum, bloß nicht zu denken. Und es kam mir so vor, als würden meine Peiniger zu mir sagen: »Ja, Kleiner, wir sorgen dafür, dass du nicht denkst! Aber spüren sollst du! Wir foltern dich nur, um zu wissen, wie stark der Mensch sein kann.«

»Scheußlich stark«, hätte ich gesagt.

»Tja, nicht jeder hat das Privileg, Opfer zu sein«, hätten sie vielleicht erwidert. »Ein Täter zu sein ist viel leichter. Das kann heutzutage beinahe jeder. Aber du bist echt gut in Sachen Durchhalten, Mann,

nicht wie viele andere, die bereits beim ersten Elektroschock die Augen nach oben drehen.«

Hier geht aber alles stumm vor sich. Ich schreie, aber es kommt kein Ton aus meinem Mund. Warum, weiß ich nicht.

»Wie es aussieht, hast du es verlernt zu schreien, Kleiner?! Aber keine Sorge!«, hätten sie sagen können. »Wir sorgen dafür, dass du den richtigen Ton triffst.«

Aber sie sagten nichts, sie schlugen nur. Na ja, ab und zu kamen schon ein paar Schimpfwörter. Doch die waren nicht mal wirklich beleidigend. Das sollten Schimpfwörter sein?! Als ich ein Kind war, konnte ich einen Rivalen damit zu Boden schleudern.

Wie in allem war ich als Kind auch im Motzen sehr gut. Ich war für einige Zeit sogar der Beste. Ich konnte schimpfen, dass mein Gegenüber zu weinen begann und manchmal sogar in Ohnmacht fiel. Wie so vieles andere wurde auch dieses Spiel zu einem Wettbewerb gemacht. Diesen veranstalteten wir Kinder ausnahmsweise nicht auf dem Friedhof, da es uns zu vulgär erschien. Dieses Spiel wollten wir den Toten ersparen. Und so trieben wir unser Unwesen bei einem verlassenen Haus, das eine hohe Lehmmauer umgab. Einer stand auf der einen Seite, der andere auf der anderen. Die Mauer war als Vorsichtsmaßnahme gedacht, damit die Spieler einander nichts antun konnten, wenn das Blut kochte.

Das Spiel begann so: Einer beschimpfte den anderen, während dieser so lange zuhören musste, bis dem einen nichts mehr einfiel. Erst dann durfte man etwas erwidern. Das Spiel hatte höchst pragmatische Regeln: Wer zu weinen begann, hatte verloren. Wem nach einer Minute nichts einfiel, hatte verloren. Und wer aufgab, weil das Spiel schon Stunden gedauert hatte, hatte verloren. Doch verlieren wollte niemand und so zog sich das Spiel manchmal die ganze Nacht hindurch. Die Schimpfwörter mussten anfangs gereimt sein. Sonst galt: je brutaler und perverser, desto besser. Es ist sehr schwer, einige Strophen auf Deutsch wiederzugeben. Geradezu unmöglich. Es reicht zu sagen, dass uns äußerst obszöne und skurrile Sprüche einfielen, die nicht nur das Blut zum Kochen brachten,

sondern auch die Lymphflüssigkeiten zum Fließen. Ach! Ich mache doch einen kleinen Versuch:

»Hör gut zu, Muhammed!
Deine Mutter ist flach wie ein Leichenbrett.
Pimmel hat dein Vater keinen
und wenn schon, dann einen ganz kleinen.
So kommt der Postmann zu deiner Mutter
und gibt ihrer Muschi Futter ...«

Anfangs bezogen sich die Schimpfwörter üblicherweise auf die Personen, von denen man glaubte, dass sie den Gegenspieler am meisten bedeuteten. Bald erstreckte sich das Ganze auf die anderen Mitglieder der Familie und langsam ging es auf die Haustiere über bis zu den Mäusen und Läusen. Auch die Würmer des anderen wurden beschimpft. Einfach alles, was der andere hatte. So wie: »Und da ich alles gefickt habe, was du besitzt, habe ich vergessen zu sagen, dass ich mal in deinen Schrank gewichst habe. Und deine Hausschlange habe ich sowieso gefickt und ...« Am Schluss wurden die schärfsten und gemeinsten Beschimpfungen, die es nur geben konnte, ausgesprochen. Bis hin zu den morbidesten Dingen.

Ich kann mich erinnern, dass wir einmal einen sehr starken Konkurrenten hatten. Ich vertrat unseren Clan, die Talekus, er seinen, die Gashis. Wir beide bebrüllten uns bis in die späte Nacht hinein. Und keiner gab auf. So wurde das Spiel beendet, aber nur, um es nach zwei Tagen wieder fortzusetzen. Die Kinder unseres Clans schlugen vor, dass ich zu den Roma gehen sollte, um von ihnen ein Training zu erhalten. Die Roma waren wahre Künstler des Schimpfens - oder hatten zumindest den Ruf, es zu sein. Also ging ich den nächsten Tag zu den Roma und kehrte geübt zurück. Das Romakind hatte gemeint: »Du weißt ja, wie der Spruch lautet: Der Ton macht die Musik. Und so ist es auch beim Schimpfen. Der Ton ist ausschlaggebend und nicht unbedingt das, was du sagst. Und es muss nicht immer die Mutter sein oder die Schwester, über

die geschimpft wird. Und ja, nicht unbedingt nur die Lebenden. Du weißt, was ich meine ...«

Und so, als wir das Spiel nach zwei Tagen fortsetzten, war ich an der Reihe. Erholt und gestählt. So holte ich tief Luft und rief: »Hör zu, du Muhammed! Wenn du auch so heißt, bist du kein Prophet!« Da hörte ich nur, wie er hinter der Mauer darüber lachte. Der Prophet schien ihm egal zu sein, auch wenn er seinen Namen trug. Aber vielleicht hatte ich auch nur den Ton nicht getroffen. Also holte ich noch einmal tief Luft. Diesmal so tief, dass ich rot wie Eisen im Feuer wurde. Dann schrie ich los. Mit aller Wucht. Und zwar so, dass es mir vorkam, als wiche die Mauer einen Schritt vor mir zurück. Mein Ton war so stark, dass – wäre die Mauer nicht da gewesen – die Wucht meiner Worte Muhammed nicht nur beleidigt, sondern zu Boden geschleudert hätte! Ich kam mir in diesem Moment so gut vor, dass ich mich auch mit dem Propheten auf einen Wettbewerb eingelassen hätte. Auch wenn ich bestimmt verloren hätte. Denn Propheten, die gut predigen konnten, mussten auch gut im Anschreien sein. Ich dachte mir, dass es ein Glück sei, dass der Prophet Muhammed in den Himmel aufgestiegen war, denn so konnte ich auf der Erde Sieger sein. Ich weiß nicht, was ich sagte, aber den Ton habe ich bestimmt getroffen. Denn nach kurzer Zeit fing Muhammed zu weinen an und gab damit auf. Ich gewann.

Hier aber ...

Tagelang wurde ich von den Inspektoren des Sicherheitsdienstes von Prizren verhört und von den Polizisten gefoltert. Eines Tages erschienen zwei Generäle aus Belgrad. Mein Fall schien zu groß, um von kleinen Inspektoren untersucht zu werden. Ich wurde wieder in das Zimmer mit der Nummer 101 geführt. Und da saßen sie. »Momo und die Herren der Zeit«, dachte ich.

Der eine war groß, grauhaarig, trug einen grauen Anzug und eine schwarze Krawatte. Er begann zu lachen, als er mich kleinen Knirps sah. »Oje«, meinte er. Abrupt brach er sein Lachen ab und gab ernst von sich: »Napoleon war auch klein und hat ein großes Frankreich auf

den Kopf gestellt.« Der General zog mich an beiden Ohren in die Luft. Nach kurzer Zeit ließ er mich fallen. Ich war enttäuscht, vielleicht wäre ich ja durch den Zug an den Ohren noch einige Zentimeter gewachsen, hätte er länger durchgehalten.

Ich spürte eine Faust im Magen, die mich noch kleiner machte, als ich ohnehin schon war. Die Faust gehörte zu einem etwas korpulenteren, in Schwarz gekleideten Mann mit schütterem hellbraunem Haar. Es war der zweite General.

Die ersten Fragen folgten. Was ich in Albanien gemacht hatte? Mit welchen Leuten ich in Kontakt stand?

Die Bezeichnung des Kunstkollegs, an dem ich studiert hatte und der Name meines berühmten Lehrers, der mich unterrichtet hatte, war nicht das, was die beiden Generäle hören wollten.

Am Tag danach versuchten die Militärs mithilfe der Polizisten meinem Erinnerungsvermögen, mit den mir bereits bekannten Methoden, auf die Sprünge zu helfen. Dieses Mal schienen sich die Männer mehr anzustrengen als die Tage zuvor. Währenddessen unterhielten sich die beiden Generäle mit mir. Sie schienen mit unserer Kommunikationsform nicht zufrieden zu sein. Nach acht Stunden – die Uhr über mir hatte die Sekunden mitgezählt – freute ich mich auf den Feierabend. Endlich aus – der Dienst war vorbei. Aber nein. Die Herren hatten vor, Überstunden zu machen. Oje! Nach etwa zehn Stunden meinte ich, mich an alles erinnern zu können. Vom Auftrag des albanischen Sicherheitsdienstes bis hin zu meinen Erlebnissen im Mutterleib. Und an meine früheren Leben. Alles. Ich erinnerte mich an alles. Selbst an das, was ich vielleicht nie erlebt hatte und auch nie erleben werde.

Die Foltermethoden schärften nicht nur mein Erinnerungsvermögen, auch andere Fähigkeiten wurden trainiert. Eine Übung, die ich durchgehend zu wiederholen hatte, war Folgende: Ich musste den Kopf auf einen und die Füße auf den anderen Sessel legen. Ein Trainer saß auf meinem Bauch, um die Muskulatur zu stärken, während zwei andere mit Lederstöcken die Durchblutung meiner Gliedmaßen

förderten. Diese Übung langweilte mich am meisten. Immer wieder dieselben Bewegungen, Anspannungen, Geräusche. *Bumm. Bumm. Bumm.* Wirklich monoton. Bei dieser Übung schlief ich meistens ein. Beim Elektroschock wachte ich auf und sprang kerzengerade in die Höhe. Da gab es auch das Wasserbecken. Als Kind gewann ich so gut wie jeden Wettbewerb – außer den des Luftanhaltens. Ich konnte zwar meine Luft lange anhalten, aber Bedri, mein Freund, konnte das länger als ich. Ich konnte bis zu eineinhalb Minuten unter Wasser bleiben, Bedri schaffte das Doppelte und gewann immer. Hier schaffte ich bis zu vier Minuten!

Bumm, Bumm, Bumm. Es hört nicht auf. »Hey, stopp! Bitte, stopp. Nur für einen Moment.«

»Hm. Wieso?«, fragen sie alle mit weit geöffneten Augen.

»Na, einfach so«, sage ich. »Paaaause!«

»Nein«, sagen sie und schauen auf die Uhr. »Es ist noch nicht Mittag!«

Und so geht es weiter. *Bumm, Bumm, Bumm.* Immer wieder.

»Halt! Stopp!«, rufe ich erneut.

Alle halten für einen Moment inne. Ihre Gummistöcke bleiben in der Luft stehen. Dann aber: »Was ist denn schon wieder?«

»Können Sie bitte mal zur Abwechslung woanders hinschlagen? Das ist wirklich fad!«

»Ach so«, erwidern die Herren. »Na, wie hätten wir es denn gerne? Auf die Nieren, den Brustkorb, die Leber?«

»Wie wäre es mit den Füßen?«

»Die Füße können nichts dafür, dass dein dummer Kopf sie hierhergebracht hat.«

»Ja, ja, aber meine Nieren können auch nichts dafür, bitteschön! Also, wenn ihr mich schon unbedingt schlagen müsst, dann bitte nur auf den Kopf. Ich meine, abgesehen davon, könnt ihr auch ganz aufhören, mich zu foltern. Oder? So würdet ihr euch viel Ärger und einen Muskelkater ersparen!«

»Das stimmt.« Sie schauen einander an. »Wir könnten damit aufhören. Auf der Stelle. Sofort, aber ...«

»... wir woollen es niiiiicht«, singen sie alle im Einklang.

»Oh, bitte.«

»Nein, nein. Nein, nein.«

»Ach kommt, Jungs. Bitte, biiiiiitte! Ihr braucht nur, eure Gummistöcke fallen zu lassen. Und das wär's. Möglich wär's.«

»Ja, aber nur weil etwas möglich ist, muss man es ja nicht tun.«

»Gilt das nicht auch für das, was ihr mir antut?«

»Logisch. Aber alle tun das, was sie können. Wir können nur das, also tun wir das. Wir sind keine Philosophen! Verstehst du nicht?!«

»Müsst ihr denn das hier unbedingt tun?«

»Natürlich. Es ist unser Job.«

»Ich verstehe. Ihr habt eine Familie zu ernähren. Aber, ihr könntet nur so tun, als ob ...« In ihre neugierig fragenden Gesichter erklärte ich weiter: »Ich schreie, als stürbe ich vor lauter Schmerzen, während ihr mich aus Leibeskräften anbrüllt. Wäre doch möglich, oder?«

Meine Idee findet Gefallen. Sie scheinen sich nur zu wundern, wieso sie selbst nicht darauf gekommen sind. Mir geht durch den Kopf, dass es vielleicht nur an den Opfern liegt, dass die Täter nicht mit ihren Taten aufhören. Womöglich sind Täter die vergesslichsten Leute überhaupt. Ihnen entfällt, dass sie Menschen sind, dass das, was sie tun, nicht gut ist. Oder sie verwechseln es bloß und denken, dass das Böse gut sei und umgekehrt. Man muss sie womöglich nur erinnern.

»Du bist der Erste, der uns darauf aufmerksam gemacht hat. Hm, wenn wir das früher gewusst hätten, hätten manche überlebt.«

Ich muss schlucken. »Also probieren wir es!«

»Wir warten drauf. Fang an zu schreien, Kleiner. Hopp, hopp! Aber ein Problem gibt es doch. Wie sollen wir die Generäle überzeugen, ohne blaue Flecken? Das haben wir alle gar nicht bedacht.«

»Da sieht man«, sage ich, »dass Täter und Opfer gleich vergesslich sind.«

»Allerdings«, bestätigt einer, »schließlich sind wir ja alle Menschen. Und Menschen vergessen eben manchmal Dinge.«

»Ja, ja ...«

Einer von ihnen meldet sich zu Wort: »Ich habe es früher an der

Kunstakademie versucht, es aber nicht geschafft. Und darum habe ich eine Menge Farben. Ein paar blaue Flecken kann ich dem Kleinen wohl malen ...«

Wir beginnen mit der Probe, ich fange an zu schreien. »Aaau, Oooch, Och!« Wir bewerten, ob es sich echt anhört. Wir sind nicht überzeugt. Verdammt, es ist gar nicht so einfach, in so einer Lage so zu tun, als ob. Im Bett meiner Eltern, Schmerzen vorzutäuschen war leicht. Hier, in dieser Lage, wo ich Schmerzen durch wirkliche Schläge gespürt habe, scheint es unmöglich, diese nachzumachen. Auch für die Polizisten ist es nicht einfach. Jetzt, nachdem sie mich wirklich geschlagen hatten, so zu tun, als ob. Das verstehe ich.

Fast geben wir auf, aber einmal versuchen wir es noch. Jetzt gebe ich mein Bestes. Schließlich sind wir nun ein Team! Endlich sind wir zufrieden, als ich es anstatt mit: »Aaau, Oooch, Och!«, mit: »Uch. Ochh. Chhhouchhh!«, versuche. Ja, heureka! Jetzt treffe ich den richtigen Ton. Ich reiße den Mund weit auf: »Auuwaaaaaaaaa!« Ich schwöre, ich hätte damit einen ganzen Regenbogen verschlingen können, wenn nicht den ganzen Himmel! Trotzdem schlägt mich einer von ihnen wirklich, weil er der Meinung ist, dies würde mir helfen, den Schmerz im Gedächtnis zu behalten: »Nachgeahmten Schmerz vergisst man. Alle Schauspieler wissen das. Nicht so die Gefolterten! Oder?«

»Jaaa!«, stimme ich zu.

Endlich sind wir so weit! Wie jeden Tag erteilen die Generäle den Polizisten den Auftrag, mich zu züchtigen. Dann gehen sie. Sofort zieht der ehemalige Kunstmaler seine Malutensilien aus seiner Tasche. Die Farben, einen Pinsel und einen Schwamm. Nun beginnt die Maskerade. Auf die Stirn ein paar graue Flecken, die Nase soll gebrochen aussehen. Da merkt er, dass meine Nase eh schon gebrochen ist. »Prima!«

Er sieht, dass in meinem Gesicht Flecken in beinahe allen Farben zu sehen sind. Graue, violette, gelbe, grüne. Nur braune und rote Flecken fehlen noch. Oh, das Blau fehlt aber auch. Ausgerechnet meine Lieblingsfarbe. Braun und Rot sind mir ziemlich egal, aber Blau will ich unbedingt haben. Als ich das sage, meint ein Polizist: »Mann,

vergiss das Blau, du bist keine Blume. Außerdem gibt es keine Blume mit verschiedenfarbigen Blüten.«

»Oh doch! Es gibt eine!«

»Ach so! Welche ist das?«

»Das ist die Hortensie!«, schießt es aus mir heraus und ich wundere mich, dass ich mich in so einer Lage so gut erinnern kann. »Diese Blume, meine Herren, bringt - vorausgesetzt sie bekommt genug Sonne - Blüten in fast allen Farben hervor! Allerdings muss auch der pH-Wert der Erde stimmen ...«

»Ja, ja, wissen wir«, sagt einer von ihnen, der als Biologe angeben will. »Trotzdem dominiert bei ihr das Violett.«

»Bei mir aber auch«, sage ich grinsend. Auch er grinst. Was Folter alles bewirken kann. Wenn die so weitermachen, wird aus mir ein zweiter Linné!

Daraufhin malt er die braunen, als er die roten malen will, merkt er, dass er ausgerechnet die Farbe Rot vergessen hat! Oje. Aber kein Problem. Er schlägt mir mit der Faust gegen die gebrochene Nase und ich blute. Das Make-up ist perfekt. Ich schaue aus wie ein zu Tode Geprügelter. Alle treten einen Schritt zurück und betrachten mich gleich einem Modell. Sie sind sehr zufrieden. »Das sieht echt echt aus!«

Die Performance fängt an. Es fehlen nur die Zuschauer. Ich bin überrascht. Denn ich werde wirklich geschlagen. Die Realität muss mir einen Streich spielen. Im Grunde ist es die Fantasie, die mich verrät. Tut sie es nicht, läuft alles so, wie ich es haben will. Ich tue so, als ob ich schreie, die Polizisten tun so, als ob sie mich schlagen. Nicht so in Wirklichkeit. Die Wirklichkeit scheint keinen Spaß zu verstehen. Ich bin verwirrt. Ich sehe doppelt, sehe denselben Polizisten zweimal, sehe, wie er in der Fantasie nur so tut, als ob er mich schlägt, und sehe, wie er mich in Wirklichkeit tatsächlich schlägt. »Das, Kleiner, ist so, als ob.« Es kommt mir so vor, als ob er mir die Wange tätschelt. »Das ist wirklich«, haut er mir mit voller Wucht ins Gesicht. »Das hast du wohl bemerkt, oder?« Ich zucke zusammen. Er schreit, einmal laut, einmal leise: »Kapiert?«

Kapiert! Ich kann es kaum mehr unterscheiden. Ich höre wieder

Bumm. Bumm. Bumm. Der Polizist brüllt: »Lerne endlich mal, Fantasie und Realität zu unterscheiden. Werde erwachsen. Wenn du es hier nicht lernst, dann nie!« Ich schüttele mich. Alles ist wieder wirklich. Furchtbar wirklich. Zu wirklich. Ich kann nirgends mehr Zuflucht finden. Auch der Humor scheint mich zu verlassen. Zum Teufel mit allem! Alles ist Illusion. Alles ist Einbildung. Ich schreie in mir: ›Wann endet die Wirklichkeit, diese große Einbildung?‹

Ich höre: »Sie endet nur durch Tod oder Erleuchtung! Versuche dich nicht mit dem, was dir als wirklich erscheint zu identifizieren. Lass los! Nimm es an!«

›Wie viel noch?‹, denke ich. ›Wie lange?‹ Ich kann nicht mehr. Blödsinn, ich kann, will aber nicht mehr. Ich habe es satt. Ich habe genug von der Wirklichkeit, genug von der Illusion, genug von der Fantasie, genug vom Humor, genug von allem. Man kann sich auf nichts verlassen. Und da falle ich sachte auf den Boden. Und alles verblasst ...

Ich sehe weder Dunkelheit noch Licht, weder Engel noch Dämonen. Nichts. Viel weniger als nichts. Dann nehme ich doch einen horizontalen silbernen Strahl wahr, der wie eine Schnur aussieht. Ich befinde mich an einer Schwelle. Würde ich diese überschreiten, würde ich irgendwohin kommen. Der Strahl verwandelt sich in eine durchsichtige Wand. Ich kann nicht durchgehen, aber ich kann hindurchsehen. Ein Hund auf der Wiese spielt mit einem Schmetterling. Es ist Lesi. Viele Libellen. In weiter Ferne sehe ich Lichtgestalten. Alles wirkt fröhlich, der Zutritt wird mir jedoch verweigert.

Wieder *Bumm. Bumm. Bumm.* Wie eine überspannte Trommel, oder sind die Polizisten nur schlechte Trommler? Auf jeden Fall klingen meine Laute nicht schön. Welchen Klang hat der Schmerz? Welche Oktave? Welche Frequenz? Wie klingt Fleisch unter Schlägen? Berstende Knochen. Schlagen sie mich nur, um dies herauszufinden?

Wie würde sich die Stimme Pavarottis unter solchen Schmerzen anhören? Noch höher? Ich fange an zu singen! Oooooooooooooooooooooooooooooo! Ich wollte als Junge immer hoch

singen können, aber auch jetzt klappt es nicht. Scheiße. Ich probiere es mit Schreien, denn das konnte ich viel, viel besser als Singen! Ooo! Ich komme mir vor wie das Gemälde von Edvard Munch. Nur dass ich mit Schlagstöcken gemalt werde anstatt mit Pinseln. Ich wollte immer wissen, aus welchen Lauten »Der Schrei« besteht. Jetzt weiß ich es. Aus allen! Ich habe nie auf einmal so viele Laute ausschreien können! Nicht einmal bei unseren Schreiwettbewerben. Aber jetzt! Juhuuuuu!

Dann schreibe ich, denn das mit dem Schreien habe ich schon im Griff. Literatur aus dem grauen Alltag lernen, nenne ich das, und da merke ich, dass ich in dieser Lage keine Musen brauche, um zu schreiben! Nein, selbst die Musen von Borges wären nicht in der Lage gewesen, das, was hier passiert, zu erfinden. Ich liege auf dem grünen Vinylboden und schreibe alles auf. Die Schläge. Die Schimpfwörter. Die Blutropfen, die auf den Boden fallen und wie Mo... nein! Das möchte ich nicht schreiben! Blutropfen sollen nicht an Mohnblumen erinnern. Ha! Das hätte Monet gefallen! Die Farben verblassen, es entsteht ein ins Grau gehende Bild. Guernica. »Nicht allzu lyrisch sein, Albaner! Du sollst Notizen führen und keine Gedichte schreiben. Es ist viel zu romantisch, was du da schreibst. Mann, was bist du nur für ein Schriftsteller?!« Und da verpasst mir der Polizist einen Schlag. Nunmehr notiere ich alles genauestens, was passiert. Ich kritzele in mein Hirn: »Ich werde gerade von fünf Polizisten geschlagen. In den Bauch, auf den Rücken, auf den Kopf, auf die Füße, auf die Ohren, in die Augen! Und es tut verdammt weh!«

»Nein, so exakt darfst du nicht berichten. Du bist kein Journalist, Mann. Du sollst nur aufschreiben, was dir alles einfällt, während wir dich schlagen. Was in dir so vorgeht. *Das* wollen die Leser wissen!«

»Oh, Pardon«, sage ich und schreibe weiter. Mir fällt nichts ein. Und ich spüre jetzt auch keinen Schmerz mehr. Obwohl ich geschlagen werde, als ob ich ein Elefant wäre. Dabei wäre ein Mammut zugrunde gegangen. Da grinst der Polizist.

War ich im Begriff, das Schreiben zu lernen?

Mein Gott, wo bist du? Wo sind deine Engel? Als Kind hatte ich einmal meine Mutter gefragt, wann wir die Engel sehen. Sie hatte mir geantwortet, in der dunkelsten Stunde unseres Lebens. Es sei zwar nicht so, dass uns die Engel nur in diesen dunklen Stunden erscheinen. Da sie aber sehr hell seien, nähmen wir sie in den helleren Stunden unseres Lebens nicht wahr. Um sie zu sehen, bedürfe es der Dunkelheit. Ich habe genug Dunkel um mich, Mutter, aber ich sehe weit und breit keine Engel. Oder ist es noch nicht dunkel genug? Bedarf es mehr? Noch mehr? Reichte die Dunkelheit nicht, als du gestorben bist, Mutter? Du sagtest einmal, dass man die Engel nicht immer zu sehen braucht. Aber spüren sollte man sie, sagtest du. Ich spüre sie aber auch nicht! Ich spüre gar nichts mehr. Keinen Schmerz, keinen Hass, keine Liebe.

Die goldene Birne

Oder: Mutters Reise ins Uaa-Uaa-Land

Mutter, meine kleine Schwester und ich machten uns auf den Weg nach Ujinë zu ihrem Bruder. Das Dorf lag auf einem riesigen Felsbrocken. Der halbe Teil des Örtchens befand sich auf diesem Stein, die andere Hälfte unterhalb. Oben gab es einen Bach, der über die Felsen als Wasserfall hinunterfloss. Wahrlich ein märchenhafter Anblick. Ich liebte dieses Dorf und auch den Weg dorthin. Ein Weg, den ich so ähnlich nie mehr gesehen habe. Nicht einmal in den Märchenfilmen. Der ganze Weg nach Ujinë war von Blumen verschiedener Art gesäumt. Es wuchsen viele wilde Kräuter, die so gut rochen, dass man dadurch ein Gefühl bekam, wie es im Garten Salomons einst geduftet haben musste. Der Weg war zum Teil mit Halbedelsteinen bedeckt und es kam vor, dass Reisende, die aufmerksam die Straße entlanggingen, hin und wieder einen groben Granat oder Opale fanden. Wenn auch nicht in ihrer höchsten Kristallisation. Dies nahm den Steinen aber nichts von ihrem Glanz. Egal ob Edel-, Halbedel- oder Kieselsteine, durch die Sonne am Tag und das Mondlicht der Nacht glänzten sie in prachtvollen Farben und leuchteten Reisenden den Weg.

Es war ein herrlicher Sommertag Anfang August, als wir drei des Weges gingen. Langsam, da Mutter aufgrund ihrer Krankheit schnell müde wurde und der Weg mal bergauf mal bergab ging. Neben dem Weg gab es einen Bach mit einer kleinen Brücke. Diese sah der Brücke ähnlich, die im Hintergrund der Mona Lisa zu sehen ist. Unter dieser Anbindung neben dem Flüschen gab es eine Quelle. Dort wollten wir Rast machen und unseren Durst stillen, da es sehr heiß war.

Neben der Quelle gab es verschiedene Bäume, unter anderem einen Birnenbaum. Dieser Baum trug viele, viele Früchte, aber nur eine einzige war reif. Und sie sah golden aus. Meine Mutter warf einen sehnsüchtigen Blick auf diese Birne, die ganz oben im Baum hing. Die Sonne schien auf die goldene Frucht, als ob sie mir sagen wollte: »Pflücke sie! Sie wünscht es!« Ich spürte, dass meine Mutter gerne diese Birne gehabt hätte. Ich wusste es, obwohl sie nichts sagte. Oh Gott, wie gerne ich jetzt ein Engel oder ein Vogel gewesen wäre.

Aber leider, leider war ich nur ein kleiner Knabe. Und ich tat, was jeder Jüngling tun würde: Ich begann, Steine zu sammeln und diese – einen nach dem anderen – nach der Birne zu werfen. Doch keiner traf sie. Ich versuchte es weiter, jedoch ging es einfach nicht. »Alim, lass es!«, sagte Mutter. »Was nicht so geht, geht nur, wenn Allah es will.«

»Hm. Und wie weiß man, dass Allah es will, Mutter?«

»Indem man ihn um etwas bittet und dann ganz geduldig darauf wartet.« Also hielt ich meine Hand unter dem Baum auf und bat den lieben Gott. »Bitte, Allah, mach es so, dass die Engel den Baum schütteln.« Und ich wartete. Meine Hand wurde müde und so hielt ich mal die eine, mal die andere Hand darunter. Aber es geschah nichts. Gar nichts.

»Komm, Alim!«, sagte Mutter und stand auf. »Wir gehen. Komm! Es will nicht!«

»Geht nur!«, meinte ich ein klein wenig gekränkt. »Ich komme nach. Ich probiere es noch ein bisschen.«

Als meine Mutter und meine Schwester sich langsam auf den Weg machten, erneuerte ich das Gebet: »Bitte, Allah ... Mutter zuliebe«, und jetzt streckte ich beide Hände nach vorne. Genau so, wie ein betender Moslem es tut. Meine zwei Hände ermüdeten und ich sah nach oben, ob sich etwas tat. Nichts! Von der Straße her hörte ich, wie Mutter nach mir rief: »Alim, komm!«

»Jaaa ... gleich«, sagte ich, als ob ich gewusst hätte, dass Gott die Engel gleich ans Werk schickte. Und siehe! Genau da passiert es ... Der Ast bewegt sich und die Frucht fällt direkt in meine Hände. Mein Herz rast vor Freude. *Buuuum. Buuum. Buuum.* Gott hat es gewollt und die Engel haben es ermöglicht. Der Atem bleibt mir stehen. Mit der

Frucht in der Hand laufe ich die Straße entlang, als hätte ich Flügel. Gleich erreiche ich die beiden. Ich strecke die Hand aus und reiche meiner Mutter die Frucht. »Da, Mutter«, sage ich. Und ich weiß nicht, wer mehr Freude darüber hat: sie oder ich. Denn die Freude von uns beiden ist mit keiner anderen Freude der heutigen Welt zu vergleichen.

Jetzt im Nachhinein denke ich, wenn dieses Gefühl mit etwas zu vergleichen war, dann mit der Freude, die Prometheus empfand, als er den Menschen das Feuer überreichte. Mit dem einzigen Unterschied, dass er das Feuer den Göttern gestohlen hatte, ich jedoch die Birne direkt von Gott für meine Mutter als Geschenk bekommen habe.

Mutter nahm die Birne, als wäre diese wirklich aus Gold. Dann setzten wir uns unter eine Eiche und Mutter sagte: »Seht ihr? Er hat es diesmal doch gewollt! Manchmal will er eben, manchmal nicht. Und wenn er grad nicht möchte, fragt nie warum, meine Kleinen. Denn es gibt immer Gründe dafür, weswegen er etwas will und auch, warum er etwas nicht will. Man kann es nur probieren, um zu wissen, ob er grade etwas will oder nicht. Und dann seiner Launen entsprechend handeln.«

Ich und die Schwester kicherten. »Oh, da bist du ihm aber ähnlich, Brüderchen. Du mit deinen Launen«, sagte sie.

»Ja«, meinte ich und streckte mich langsam und ausgiebig.

Mutter lachte aus vollem Herzen und sagte: »Ja, allerdings. Auch stellt er sich wie du oft tot. Nur viel besser als du! So gut, dass es einem manchmal so vorkommt, dass er gestorben sei. Ist er aber nicht. Er versteckt sich nur. Und zwar so gut, dass ihn so gut wie niemand findet. Immerhin war das Versteckspiel sein erstes Spiel nach der Schöpfung.«

Und so erzählte uns Mutter die Geschichte vom Garten Eden: »Am Anfang war Allah. Nur er allein. Und sonst nichts. Da dachte er: ›Oh, wenn ich nur einen Garten hätte ...‹, und so schuf er ihn. Ohne zu wissen, wie. Aber das war ihm schlichtweg egal. Hauptsache der Garten war da. Doch gleich darauf dachte er: ›Aber was mache ich da allein?‹ Denn Allah, obwohl er Allah war, fühlte sich immer noch wie

ein Kind. Es drängte ihn zu spielen. Und just da erfand er die Tiere. Einfach so. Schwuppdwupp – und schon waren die Tiere da. Und zwar alle – sogar welche, die es jetzt nicht mehr gibt. Die Tiere waren hervorragende Spielkameraden. Vor allem beim Versteckspiel. Das Versteckspiel war Allahs Lieblingsspiel. Zwar hatte er großen Spaß mit den Tieren, aber sie fanden ihn jedes Mal. Allah hingegen wollte das nicht. Er wollte nicht immer – zumindest nicht sofort – gefunden werden. Also erschuf er Eva und Adam, um mehr Spaß beim Spiel zu haben. Er erklärte ihnen das Spiel und die Regeln. ›Ich verstecke mich zuerst‹, sagte Allah. ›Passt aber auf! Es kann sein, dass sich etwas in meinen Garten eingeschlichen hat. Keine Ahnung, was. Auch ich weiß nicht alles ...‹ Und da Gott nicht ›mein Gott‹ sagen konnte, da er selber Gott war, sagte er: ›Meine Guten.‹ Und als Eva und Adam ihn suchten und nirgends fanden, dachten sie sich: ›Er kann sich nur beim Baum versteckt haben.‹ Und so gingen sie zum Baum und da fanden sie die Schlange und die Frucht. Bestimmt war diese nicht so reif wie diese Birne in deiner Hand, denn sonst wäre sie von selbst gefallen, weil sie reif war und du dafür gebetet und gedankt hast ...«, meinte Mutter zu mir gewandt.

Oh, wie stolz fühlte ich mich nun. Ganz anders, als Eva und Adam sich gefühlt haben mussten, als sie diesen unreifen Apfel gepflückt haben. Er muss scheußlich geschmeckt haben. Auch meine Schwester verzog das Gesicht.

»Du hast dich doch bedankt?«, fragte Mutter.

»Ja, ja!«, log ich. Und ich dachte, sie glaube mir. Trotzdem bekam ich Gewissensbisse.

»Alim, bist du sicher, dass du dich bei den Engeln dafür bedankt hast?«

Ich senkte nur meinen Kopf. Sie hatte gewusst, dass ich gelogen hatte. Da wusste ich, dass meine Mutter früher bestimmt ein Engel gewesen war. Denn Engel kann man nicht täuschen. Sie lesen unsere Gedanken und schauen tief in unsere Herzen.

»Alim, du kannst das jetzt tun. Du hast es bestimmt nur aus Freude vergessen. Du warst sicher sehr aufgeregt, als diese Birne dir in die Hand fiel. Schließlich passiert einem so etwas nicht oft.«

»Ja, Mutter«, sagte ich.

Sogleich drehte ich den Kopf gen Himmel, entschuldigte mich bei Gott und seinen Gefährten, und auch bei meiner Mutter, und anschließend bedankte ich mich bei allen. Währenddessen bewegten sich die Blätter der Eiche, obwohl – ich schwöre es – kein Hauch Wind zu spüren war und sich auch kein Vogel im Baum befand. Die Blätter bewegten sich ohne Summen. Still. Wie durch einen Wind, auch wenn man nichts hören konnte und das war ein klein wenig furchterregend.

Mutter flüsterte ganz leise: »Spürt ihr das?«

Meine Schwester sagte ganz laut: »Jaahhh!«, und klatschte in die Hände. Wir beide lachten. Jetzt bewegten sich die Blätter stärker. Jetzt wurde auch meine kleine Schwester still.

Wieder flüsterte Mutter: »Spürt ihr das? Sie sind da, die Engel.« Mutter fragte nie, wenn es um Engel ging, ob wir sie sahen oder hörten, sie fragte immer nur, ob wir sie spürten.

Und das fragte sie auch bei den sichtbaren Dingen. Anstatt ›Seht ihr den Baum?‹, pflegte sie leise zu sagen: ›Spürt ihr den Baum?‹ So, wie sie sich verhielt, konnte man glauben, sie wäre blind, obwohl sie den Blick eines Adlers hatte. Sie tastete mit ihren Händen in der Luft, wenn sie ging. Ihr Gang war auch so geschmeidig, dass man dachte, sie würde in der Luft schweben ...

Als ich Mutter danach fragte, warum wir die Engel nicht sehen können, sagte sie: »Ach, mein Lieber, erstens sind die Engel, genauso wie Gott, sehr gut im Versteckspiel. Und zweitens sind die Engel sehr gescheit. Sie wollen uns nämlich nicht enttäuschen. Denn sie wissen, dass wir viel Fantasie besitzen und uns Engel beliebig vorstellen. Nachdem man seinen Schutzengel spürt, stellt man sich ihn mal so, mal so vor. Mal mit blonden Haaren und blauen Augen, mal mit zwei, drei Flügeln und Locken ... Und wenn dem Kind dann dieser Schutzengel mit dicken Backen, schmutzigen Haaren und einer Nase voller Rotz erscheinen würde, würde es enttäuscht sein. ›Oh, ich habe mir dich immer ganz anders vorgestellt. Du hast ja gar keine blauen Augen und schon gar kein blondes Haar mit Engelslocken.

Und schmutzig bist du auch ... Die Engel wollen nicht, dass Kinder von ihnen enttäuscht werden. Niemals!«

»Aber Mutter! Die Engel könnten uns ja genauso erscheinen, wie wir sie uns vorstellen!«

»Allerdings, das könnten sie. Sie tun es aber nicht!«

»Und wiessooooo?«, schrie ich entrüstet. »Also Alim, das wäre viel zu anstrengend.«

»Für die Engel?«

»Nein! Für die Kinder. Es wäre ermüdend, die Engel mal so, mal so zu sehen. Und es würde eben die Fantasie lahmlegen.« Nach einer kleinen Pause sagte sie: »Es gibt noch einen anderen Grund, warum Engel sich uns sehr selten zeigen. Würden sie uns des Öfteren erscheinen, wüssten wir nie mit Sicherheit, ob es die Engel wären, oder jemand anderes, der uns etwas vorgaukelt. Ihr wisst, wen ich meine?« Im Islam ist es der, dessen Namen man nicht nennt. Also sagte meine Schwester: »Jaja, Mutter. Wissen wir.« Und ich ahmte mit zwei meiner Finger die Hörner nach. »Den brauchst du gar nicht nachzumachen!«, warnte mich meine kleine Schwester. Meine Mutter fuhr fort: »Da wir Engel aber mit unseren Herzen spüren, so wissen wir Bescheid. Denn das Herz kann niemand täuschen.«

»Und wie geht die Geschichte von Eva und Adam weiter? Wo hat sich Allah wirklich versteckt gehabt?«, wollte meine kleine Schwester wissen.

»Ach«, seufzte Mutter und wieder ging das Seufzen in ein schmales Lächeln über. »Die Geschichte von Eva und Adam ist eine sehr, sehr lange und man kann sie gar nicht fertig erzählen, weil die beiden Allah noch nicht gefunden haben. Leider. Hätten sie Allah in ihren Herzen gesucht, hätten sie ihn auch gefunden ... Aber so ist er noch immer versteckt. In jedem Herzen. Und jetzt lasst uns diese Birne essen!«

Ehrfürchtig hielt Mutter die Birne in ihrer Hand. Lange betrachteten wir sie in aller Stille. Dann nahm Mutter den ersten Bissen. Man konnte sehen, dass sie einen großen nehmen wollte. Doch gleich wurde ihr Mund kleiner, denn sie wollte, dass auch wir etwas davon hatten. Und da wir Kinder dasselbe dachten und taten, dauerte es lange,

bis wir unser Mahl beendet hatten. Wir reichten die Birne im Kreis umher und aßen sie mit geschlossenen Augen. Die Frucht schmeckte himmlisch. Wie aus dem Paradies. Übrig blieben nur die Samen.

Diese wickelte Mutter in ihr Seidentaschentuch und legte es Zuhause wie einen Talisman an ihr Krankenbett – das sie mit der Zeit immer seltener verlassen konnte.

Anfang des Winters starb sie.

Meine Mutter war leider sehr krank. Und die meisten Erinnerungen stammen aus der Zeit, als sie schwer kränklich im Bett lag und es kaum verlassen konnte. Wenn sie es aber tat, schien sie der gesündeste Mensch der Welt zu sein. Obwohl sie sehr litt und dauernd starke Schmerzen hatte, verstand sie, sich so zu verhalten, dass man nichts von ihrem Leid mitbekam. Und wenn schon, neigte man dazu, es ihr nicht zu glauben. Ein paar Male dachte ich mir, dass sich Mutter womöglich nur krank stelle. Aber leider, leider stimmte das nicht. Wie sehr ich es mir auch wünschte.

Diesbezüglich erfand ich eine Geschichte, aber leider kam ich nicht mehr dazu, sie ihr zu erzählen! Sie litt und war eher damit beschäftigt, mir Sagen zu erzählen, denn sie wollte nicht gehen, ehe sie mir alles erzählt hatte. Aber auch dazu kam sie nicht mehr, denn ihr Schicksal hatte etwas anderes mit ihr vor.

Sie war wirklich eine großartige Mutter. Und trotz ihrer Krankheit beklagte sie sich nie. Nur selten, sehr selten, vernahm man von ihr ein tiefes leises Seufzen, welches sich aber fast jedes Mal in ein sanftes Lächeln verwandelte. Dieses Lächeln glich in etwa dem der Mona Lisa. Großmutter schien mehr ihretwegen zu leiden als sie. Aber das zeigte Großmutter nie in ihrer Gegenwart.

Meine Mutter hatte ihr Schicksal schließlich angenommen. Doch Großmutter konnte sich nicht damit abfinden, dass sie krank war und sehr bald sterben würde. Sie als große Heilerin konnte ihr nicht helfen. Jeder andere Kranke, der zu ihr kam, fand zumindest Linderung und bestenfalls Heilung. Doch trotz ihrer Heilkräfte, meine Mutter nicht, und das brach ihr das Herz in Stücke.

Obwohl Großmutter alles tat, was in ihrer Macht stand, brachte das meiner Mutter keine Besserung. Später habe ich mal gelesen, dass es vielen großen Heilern so ergeht. Während sie andere heilen, sterben oft nahe Angehörige. Und des Öfteren sind sie selbst krank und können sich selbst nicht helfen. So als sei das Heilen mit einem Opfer verbunden. Aber vielleicht können Heiler auch nur jene Krankheiten heilen, die nicht schicksalhafter Natur sind. In so einem Fall kann auch der größte Heiler der Welt nichts ändern. Und vielleicht Gott selbst nicht. Aber das kann nur er wissen ...

Meine Mutter litt an einer Herzkrankheit. Ich konnte das nie verstehen. Nicht als Kind und auch als Erwachsener nicht. Sie hatte so ein gutes Herz. Sie war mindestens einem Engel gleich. Oder war sie schon ein Engel? Nämlich ein wirklicher Engel aus dem Himmel auf der Erde. Und ausgerechnet sie litt am Herzen. Ich persönlich glaube, dass manche Engel einmalig auf der Erde inkarnieren, um die Menschen besser kennenzulernen und ihnen dadurch nach ihrer Rückkehr besser helfen zu können – als Schutzengel. Und anscheinend ist es ihnen nur möglich, zurückzukehren, indem sie sich eine Krankheit aussuchen, denn diese Engel können nicht alt werden. Sie müssen jung zurückkehren. Und vielleicht brauchen sich die Engel, die als Menschen inkarnieren, nicht einmal eine Krankheit auszusuchen, da ihr Herz so gut und so groß ist, sodass sie es nicht zu verschließen wissen. – Oder dürfen sie das nicht? – Und so verbrennen sie an der Flamme ihrer eigenen Liebe. Die Liebe, die diese Wesen mitbringen, ist so groß, dass sie die als Menschen nicht tragen können. Das Herz zerbricht an der eigenen Güte und Größe.

Doch so kurz sie auch auf dieser Welt war, sie ließ mich zurück mit dem Wissen, dass das Leben wahrhaftig ein Märchen ist.

Als Mutter zu Grabe getragen wurde, schneite es. Es war ein herrlicher Wintertag, aber mir erschien der Schnee erstmals schwarz.

Nachdem wir nach Hause gegangen waren, legte ich mich in Großmutter's Schoß. »Großmutter, bitte erzähl mir eine Geschichte!«, sagte ich weinend zu ihr.

»Ja, mein Kleines, ich werde dir die Fabel vom Uaa-Uaa-Land erzählen. Das Uaa-Uaa-Land ist wunderwunderschön«, begann Großmutter. »Dort kommen die verstorbenen Babys hin. Im Uaa-Uaa-Land sind die Wiesen purpurrot. In den Flüssen des Uaa-Uaa-Landes fließt statt Wasser Milch. Die schreienden Babys werden von den Engeln behütet. Die Engel benutzen dort Zierkürbisse als Trinkflaschen und Rosenknospen als Lutscher. Da die Engel nichts von Wiegen halten, legen sie die Babys in Feigenblätter und so schlafen die Babys, während der Wind die Blätter schaukelt ...«

Ich unterbrach sie: »Großmutter, gibt es Spinnen im Uaa-Uaa-Land?« Ich mochte damals Spinnen nicht.

»Natürlich. Die Spinnen sind dortzulande Weberinnen. Sie weben die Babydecken, denn es weht auch da ab und zu ein leichter Wind. Wenn auch sehr, sehr selten. Übrigens ernähren sich die Spinnen dort nur vom Nektar der Blüten und so duften die Babydecken nach Jasminblüten.«

»Gibt es da auch Schlangen?«

»Ja, die gibt es auch. Diese sorgen dafür, dass keine Mäuse von einer anderen Welt dort eindringen. Sie wachen dort, vor dem Tor des Babyparadieses. ›Haut ab! Haut ab!‹, sagen die Schlangen zu den Mäusen ...«

»Aber Großmutter?«

»Ja?«

»Wäre es nicht besser, wenn statt Schlangen Katzen vor dem Tor wachen würden?«

»Es ist dasselbe. Mäuse fürchten sich gleich vor den Schlangen wie vor den Katzen«, sagte sie. »Und weißt du, in das Babyparadies versuchen manchmal auch Ungeheuer einzudringen. Deswegen haben sich die Engel dort für Schlangen entschieden. Vor Katzen fürchten sich nur die Mäuse. Vor den Schlangen alle.«

»Stimmt nicht, Großmutter! Du fürchtest dich nicht vor den Schlangen.«

Großmutter sagte nichts, sondern fuhr mit ihrer Erzählung fort: »Im Uaa-Uaa-Land gibt es einen Pudding- und einen Schokoladefontänenbrunnen. Die Engel verwenden Kokosnussschalen statt Kannen, um Pudding

oder Schokolade aus den beiden Brunnen zu schöpfen ... Im Uaa-Uaa-Land werden Kekse aus Blütensirup gemacht. Dann werden sie mit Kokosmilch - manchmal mit Löwenzahnmilch - übergossen und schließlich legt man sie in die Sonne. So werden sie gebacken ... Kurzum: Im Uaa-Uaa-Land ist es wunderwunderschön. Jedoch«, ihre Stimme wurde traurig, »schreien die Babys immer wieder!«

»Wieso das, Großmutter?«

»Ah, Kleiner, obwohl es die Babys dort sehr schön haben, kann nichts die Brust einer Mutter ersetzen. Dies können die Engel den Babys nicht anbieten. Alles andere schon.« Nun hielt sie mich fest. »Und so entschieden sich die Engel, eine Mutter aus unserer Welt zu holen, die die Babys im Uaa-Uaa-Land stillen sollte. Mütterchen gehen oft von unserer Welt in die andere, aber die Engel wollten sich nicht für irgendeine Mutter entscheiden - obwohl alle Mütter unserer Welt gute Mütter sind. Aber eine Mutter für das Babyparadies musste eine großartige Mutter sein. Und du weißt, wie großartig deine Mutter war?« Ich nickte nur. Dann streichelte mir Großmutter übers Haar, seufzte leicht und flüsterte mir ins Ohr: »Und so entschieden sich die Engel, deine Mutter ins Babyparadies einzuladen. Denn wer könnte für die vielen Babys dort geeigneter als deine Mutter sein? Sie hat ein großes Herz und hier viele Kinder gestillt. Also ...?«, sagte sie und tupfte sich heimlich ihre Tränen mit ihrem Kopftuch ab.

Sie machte das sehr geschickt, trotzdem bekam ich es mit. »Großmutter, weinst du?«

»Nein, nein. Ich habe nur ein bisschen Schnupfen.«

Auch ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Sie liefen mir über die Wangen. Nun fragte sie mich: »Weinst du, Alim?«

»Nein, nein. Ich hab auch nur ein bisschen Schnupfen.«

Da strich sie mir abermals übers Haar und mit leicht zitternder Stimme flüsterte sie: »Ist ja gut, Kleines. Ist ja gut. Weine nur. Sogar Engel weinen manchmal.« Nach einer kurzen Pause sagte sie: »Seit deine Mutter von den Engeln in das Uaa-Uaa-Land geholt wurde, weinen wenigstens dort die Babys nicht mehr. Nur manchmal halt.«

»Ja, Großmutter«, sagte ich. »Nur manchmal, wenn die ein bisschen Schnupfen bekommen.« Da lachten wir plötzlich, doch gleich

umarmten wir uns wieder weinend. Dieses Mal wischten wir unsere Tränen nicht weg.

»Großmutter, kommt uns Mutter mal besuchen?«, fragte ich sie kurz danach. »Ach Kleines, keine Zeit, keine Zeit. Leider gehen in letzter Zeit sehr viele Babys dorthin. Weißt du: viele Kriege, viel Hunger auf dieser Welt.« Da seufzte sie wieder. Ich auch.

»Hm, aber wir könnten sie mal besuchen, oder?«

»Bestimmt, mein Kleines. Eines Tages werde ich sie besuchen.«

»Ich will mit, Großmutter. Nimmst du mich mit?« Wieder sagte sie nichts. Dann aber doch: »Du bist kein Baby mehr. Weißt du, ins Uaa-Uaa-Land dürfen nur die Babys und deine Mutter. Und ab und zu auch ein Großmütterchen – aber nur, wenn es die Engel gestatten«, sagte sie.

»Und die Schlangen«, flüsterte ich. Draußen schneite es immer noch. Und der Schnee schien immer noch schwarz zu sein. Dabei hätte ich ihn am liebsten bunt gehabt. »Großmutter, schneit es im Uaa-Uaa-Land?«

»Ja, natürlich. Allerdings ist der Schnee dort weicher als hier und nicht so kalt. Und die Flöckchen, die runter fallen, klingen wie kleine Glöckchen. Und jede Flocke hat eine andere Farbe. Jede Glocke einen anderen Klang.«

»Und gibt es dort auch Weihnachten?«

»Ja, in dieser Nacht weinen die Babys ausnahmsweise sehr laut. So laut, dass es selbst deiner Mutter schwer fällt in dieser Nacht die Babys zur Ruhe zu bringen. Sie fühlt sich erstmals etwas hilflos. Und drum bittet sie Jesus um Hilfe. Und siehe: Da erscheint Jesus.«

»Und was ist mit Muhammed?«

»Muhammed natürlich auch. Er ist als Weihnachtsmann gekleidet und sein Bart sieht aus wie ein echter Weihnachtsbaum. Und darin hängen Lutscher und Zuckeln. Und da hören die Babys auf zu weinen. Denn jetzt naht Mitternacht und es wird rundherum still. Ein bisschen sollen die Babys noch wach bleiben, bis die Glocken läuten. Und dann schlafen sie sanft ein. Nun wird der Vorhang zwischen dem Jenseits und dem Diesseits weggezogen. Es ist der Moment, in dem alle Wünsche wahr werden. Jetzt öffnen die Babys ihre Augen und sie können es kaum glauben: Sie befinden sich in den Armen ihrer Mütterchen ...«

Mir waren die Augen zugefallen. Und auch in meinem Traum wird der Schleier weggezogen. Es ist Weihnachten. Draußen schneit es. Es knirscht vor Kälte. Aber der Schnee, der fällt, fühlt sich trotzdem weich und wollig an. Und es klingelt in der Luft. Unten liegt bunter Schnee. Ich will zum Weihnachtsbaum. Ich habe es eilig. Alle stehen vor der Tür und sagen: »Nein, noch nicht! Du musst noch ein bisschen warten.« Die Mutter versteckt sich gerade unter den Tannenästen. Das sagen sie aber nicht. Ich weiß es zwar, aber ich tue so, als wisse ich es nicht. Es ist kurz vor Mitternacht. Gleich darf ich hinein, um die Geschenke zu öffnen. Ich sehe aber keine Geschenke. Plötzlich erscheint meine Großmutter und flüstert mir ins Ohr: »Heuer haben wir dein Geschenk besonders gut versteckt.« Als ich mich dem Weihnachtsbaum nähere, da sehe ich: Unter den Ästen wartet meine Mutter mit offenen Armen und ausgebreiteten Flügeln. Ich lächle sie an und bewundere ihre Flügel. Da sage ich ihr: »Die stehen dir gut!«

»Was?«, fragt sie.

»Die Flügel.«

»Ach so.« Da lächelt sie verlegen und dann umschlingt sie mich mit ihren Armen und Flügeln. Es ist sehr still. Es fühlt sich gut an. Und warm.

Nach einer Weile breitet sie ihre Flügel aus. Ganz langsam. Ich verstehe. »Ich weiß«, sage ich zu ihr.

Sie nickt mit dem Kopf. »Ja, es ist Zeit zum Stillen.«

Schnell greife ich nach ihren Armen und sage: »Oh, nimm auch mich mit!«

Sie entgegnet: »Pst. Du bist kein Baby mehr. Außerdem hast du deine Großmutter hier.« Dann umarmt sie mich noch einmal und verspricht mir, dass sie mir wieder erscheinen wird. Und sei es auch nur in einem süßen Traum.

Wie lange noch und warum spüre ich nichts! Sind nun meine Nerven kaputt? Nicht mal Zeit spüre ich. Keine Schmerzen, keine Zeit. Zeit gibt es nur in dem Maße, in dem es Menschlichkeit gibt. Und gibt es nichts Menschliches, so gibt es keine Zeit! Nein, Zeit gibt es nur in der Nähe eines geliebten Menschen, eines Engels oder eines

geliebten Tieres, und sei dieses auch eine Schlange! Alles andere ist UNZEIT! Sie zählt nicht. Sie bedeutet einem nichts. Es gilt, sie einfach zu ertragen, egal wie. Menschsein braucht Anwesendsein, braucht Zeit, Menschenzeit. Alles fühlt sich zeitlos an. Scheußlich zeitlos! Wie lange dauert die Schmerzsekunde? Wie steht die Qual in Relation zur Zeit? Wie lautet die mathematische Formel? Folter plus Durchhalten ist gleich Trauma! Oder: Folter minus Durchhalten ist gleich Tod! Warum ist das Schicksal so kapitalistisch, Father? Warum wird immer mit dem Leben bezahlt, Mother?

»Warum hast du deine Großmutter verletzt?«, höre ich sie schreien, auch wenn sie mir in Wirklichkeit etwas ganz anders vorwerfen. »Warum?« Ich denke mir: Egal, wofür man büßt, es gilt immer den Sünden, die man begangen hat. Und ein Sünder war ich ja sowieso. Es geschah mir also zu Recht? Die Tatsache, dass ich für etwas anderes bestraft wurde, änderte nichts. Nimmt man sie an, wird man möglicherweise durch jede Strafe reingewaschen. Ich betete: »Lieber Gott, wofür auch immer ich jetzt bestraft werde, möge, dass ich jetzt für alle meine Sünden büße.« Als ich das tat, fielen mir alle meine kleinen und großen Sünden ein. Aber auch kleine und große Tränen liefen mir über meine Wangen.

Ich fange an, die Schläge zu zählen! 1, 2, 3, ... 236, bei 237 höre ich auf. Ich kann nicht mehr zählen. Als Kind konnte ich länger die Sterne zählen ... Einmal schaffte ich es, tausendundeinen Stern zu zählen, weil ich glaubte, dass mir dann Scheherazade erscheinen würde! Hier kann ich nicht mehr. Ich bin müde. Todmüde, lebensmüde. Ich verstehe nicht, warum diese Polizisten nicht müde werden!?! Oder sind sie es, aber es fällt ihnen schwer, es zuzugeben? Jeder wartet, dass einer von ihnen zuerst aufhört, damit alle anderen auch aufhören können. Und weil keiner damit anfängt, nimmt das kein Ende. Womöglich habe ich noch für viel mehr, als *nur* für meine Sünden zu büßen. Denn mir fallen verdammt noch mal keine Sünden mehr ein. Ich erfinde welche. Dann höre ich damit auf, da ich denke, dass sie vielleicht nur nicht damit aufhören, weil ich mir weiter Sünden ausmale, für die ich

zu büßen wünsche. Mal ehrlich, wie sollen die armen Polizisten meine wirklichen Sünden von den eingebildeten unterscheiden? Mein Gott, wie dumm von mir. Da sie damit immer noch nicht aufhören, so soll auch meine Dummheit als Sünde gelten. Also schlagen sie mich noch ein letztes Mal und damit basta. Schluss. Aus. Finite. Genug ist genug. Verdamm! Alles hat ein Ende. Oder? Gerne würden sie damit aufhören. Man sieht es an dem Schweiß, den sie ausschwitzen. Bald werden sie es tun – tun müssen und sei es auch nur, weil sie nicht mehr können.

Mein Gott, was sind das für schlaflose Banausen. Herrje. Hallooooo. Schlaafeen gehen. Schaut auf die Uhr bitteee!

Gott, bin ich müde. Ich muss schlafen. Die können mich im Schlaf weiter foltern. Ich fange quasi an zu schnarchen, auch wenn das von meiner entzündeten Kehle kommt.

Ich wache mit der Hoffnung auf, dass sie auch eingeschlafen sein könnten. Nein. Es bleibt mir nichts anders übrig, als diese Banausen in Hypnose zu versetzen! Schon als Kind konnte ich das und nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Schlangen! Ich weiß, dass es mit solchen Menschen schwieriger sein wird, aber versuchen kann man es ja. Mal schauen. Mit wem fange ich an? Ich probiere es mit Saša. Er ist fast so jung wie ich. Nur seinen Namen kenne ich. Das ist darauf zurückzuführen, dass – während er mich vor ein paar Tagen ununterbrochen circa eine halbe Stunde geschlagen hatte – ein anderer ihn angeschrien hatte: »Dosta sada, Saša. On umire, do đavola! Genug jetzt zum Teufel, Saša, er stirbt, verdamm!.« Er scheint rote Augen zu haben, aber er könnte auch immer solche haben. Ich versuche, seinen Blick einzufangen, aber es ist schwieriger, als eine Laus zu fangen. Genau so schnell springt sein Blick hin und her, während er mir ins Gesicht schlägt. Geht nicht. Ich probiere es mit dem älteren Polizisten, da ich denke, dass ältere Menschen mehr Schlaf brauchen. Aber ob das auch mit Polizisten so ist? Weiß ich nicht, denn Polizisten müssen gleich dem Gefolterten durchhalten! Auch nichts. Ich probiere es mit jedem und nichts passiert. Mit unserer Hausschlange war es viel, viel leichter.